

5. Gebot: Hüte dich vor Mehl

Die zehn Küchenregeln des Feinschmeckers VON WOLFRAM SIEBECK

Par-don, gnädige Frau, ich wollte Sie nicht erschrecken. Mit dem Mehl ist nicht der kostbare Stoff gemeint, aus dem Sie Ihre göttlichen Mehlspeisen zubereiten. Ich könnte es mir nie verzeihen, den Kaiserschmarren oder die Marilknödel verunglimpft zu haben. Wenn es etwas gibt, das ich bis zum letzten Rülpsper verteidigen werde, dann sind es die Mehlspeisen der österreichischen Küche, diese Diamanten unter den k. u. k. Kronjuwelen, nach denen sich jeder sehnt, der sie mit oder ohne Verdauungsschnaps genossen hat. Nein, die will ich Ihnen nicht nehmen.

Es existiert aber eine zweite Sorte Mehl, die in keiner anspruchsvollen Küche ein Bleiberecht hat. Es ist das beschönigend Bechamel genannte Verdickungsmittel, das gerne in Saucen zum Einsatz kommt. In nördlichen und weniger feinen Küchen als in der österreichischen heißt es auch Mehlschwitze, was mit verklebtem Magen übersetzt werden muss. Es handelt sich dabei um ein Relikt aus den Zeiten des Mangels, als die Suppen von armseiligen Köchinnen mit Mehl verkleistert wurden, um ihnen als Ersatz für Butter und Eier doch ein wenig die Textur reichhaltiger und sättigender Mahlzeiten

zu geben. Vielerorts wird leider auch heute noch das Material, welches ein gütiger Gott für das Entstehen frischer Mehlspeisen schuf, rücksichtslos zum Ein-dicken von Saucen und Suppen wendet. Letztere werden dann mit schlechtem Gewissen Cremesuppen genannt. Durch ihren falschen Namen gut getarnt, gelingt es ihnen oft, sich unerkannt unter die Delikatessen anspruchsvoller Speisekarten zu mischen.

Exzellente Lebensbedingungen finden Mehlsaucen in italienischen Küchen, wo Mussolini (und vermutlich schon frühere Volkshelden) die Bechamel trotz ihres französischen Namens zur Nationalpampe erklärte: Von der Pizza bis zu den Makkaroni wurde und wird alles mit dem Mehlecker überbacken. Nicht selten aber wird der Gast auf brutale Weise mit der nackten Bechamel konfrontiert. So bei dem Teller Tortellini, der mir und (ausgerechnet!) einer Italienerin im Wiener Aurelius (Marc-Aurel-Straße 8, 1010 Wien) vorgesetzt wurde. Während sie fürchtete, die Schwarz-

hemden würden auf der Straße marschieren, wurde ich an die Naturkatastrophen der letzten Monate erinnert: unter Schlammmassen begrabene Dörfer, von denen nur noch die Dachfirste aus dem braunen Sumpf ragen. Auf unseren Tellern waren das die Ränder der dicken Tortellini; die ertrunkenen Champignons konnte nur der Löffel vom Tellergrund an die Oberfläche befördern. Doch das war kein Trost.

Da sich hier, wie so oft, eine Naturkatastrophe durch kleine Vorzeichen ankündigte, hätte ich uns in Sicherheit bringen müssen, als ich in der Fischsuppe die trockenen Leichen einiger Krevetten fand, die sich nicht rechtzeitig aus der heißen Brühe hatten retten können und an ausgekochte Zigaretten denken ließen. Aus Furcht vor einem Nachbeben flüchteten wir, so schnell wir konnten.



In der nächsten ZEIT: 6. Gebot – Du sollst nicht panschen

ZEITGEIST

Apokalypse blau?

Josef Joffe: Warum die Gurken-und-Wildsau-Koalition überleben wird

Manchmal hilft es der Wahrheit, den Zeitgeist von außen zu betrachten. Auf unserer kleinen Insel zwischen Flensburg und Garmisch tobt der Weltuntergang: die Kanzlerin am Ende, die Koalition sowieso, der Wulff ein Opferlamm, Neuwahlen als Erlösung. Doch im Ausland, auf den Titelseiten der einschlägigen Blätter, ignorieren sie die deutsche Apokalypse in Schwarz und Blau-Gelb. Was wissen die, was wir nicht wissen?

Deutschland ist nicht die Vierte Republik (1947 bis 1958), wo jeder Pariser Premier im Durchschnitt nur sechs Monate an der Macht blieb. Auch nicht Italien mit seinen 40 Regierungen, deren kürzeste (Fanfani) nach drei Wochen im Amt verschied. Das neue deutsche Wesen hat einen Vater: »Weimar«. Damals herrschten hier »italienische Verhältnisse«, und deshalb haben wir heute ein Grundgesetz, das den Regierungsturz fast so schwierig macht wie in Amerika. Auf mehr als acht Kanzler haben wir es in 61 Jahren nicht gebracht – eine beruhigende Statistik.

Aber wenn es der Wulff am 30. Juni nicht schafft? Diese Zeitung hat sich zwar für Gauck entschieden, und zwischen Borchart und Regierungsviertel basteln sie täglich neue Szenarien, wie der Mann obsiegen könnte. Aber ein Blick auf die Bundesversammlung müsste solche Träume dämpfen,

haben doch Union und FDP eine klare absolute Mehrheit von mindestens 21 Stimmen. Und wenn genug »Gurkentruppler« und »Wildsäue« abspringen? Es müssten schon 163 das Lager wechseln, um Rot-Grün im ersten Wahlgang den Sieg zu schenken. Im dritten, wo die relative Mehrheit wie 1969 und 1994 den Ausschlag gäbe? Die hätte Rot-Grün selbst mit Ganz-Rot nicht.



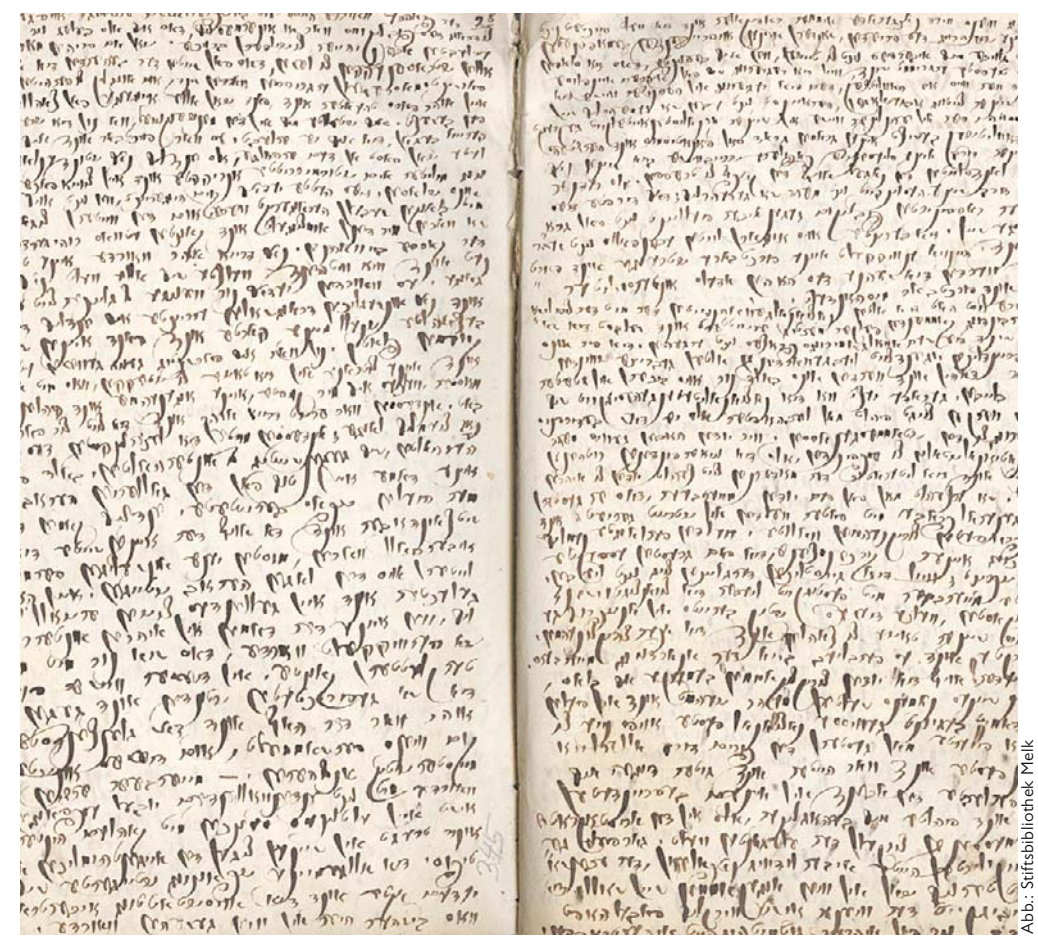
Josef Joffe ist Herausgeber der ZEIT

Aber unterstellen wir das Unwahrscheinliche: einen Gauck-Sieg. Wie könnte der Putsch gegen die eigene Kanzlerin die Neuwahlen erzwingen, von denen zum Beispiel die Grünen-Fraktionschefin Künast träumt? Der Riegel, den das Grundgesetz im Rückblick auf Weimar geschmiedet hat, lässt

sich nur schwer und dann mit übel riechenden Mitteln knacken: Merkel müsste wie Kohl 1982 und Schröder 2005 eine unehrliche Vertrauensfrage stellen, um diese gewollt zu verlieren.

Warum sollten Merkel, die Union und die FDP in dieser Lage, wo die Liberalen die Fünf-Prozent-Hürde reißen könnten, aus Angst vor dem Tod den Selbstmord einfädeln? So blöd sind weder »Gurken« noch »Wildsäue«, auch wenn Guido W. nicht ganz frei vom Verdacht des Todestriebes ist. Angela Merkel ist nicht dafür bekannt, die Nerven zu verlieren. Grundsätzlich gilt der ironische Spruch des englischen Essayisten Samuel Johnson (1709 bis 1784): »Nichts konzentriert die Gedanken besser als die bevorstehende Hinrichtung.« Oder: Wer in den Abgrund blickt, beugt sich nicht vornüber. So viel Wahnsinn wabert nicht durchs Adenauer- oder Dehler-Haus, selbst nicht durch die Lazarettstraße in München.

Und wenn doch? In seiner von Weimar beflügelten Weisheit wirkt das Grundgesetz therapeutisch. Es verhindert die Apokalypse im Gefolge der Aufwählung. Deshalb kennt die Bundesrepublik auch keine Sechs-Monate-Regierungschefs wie die Vierte Republik. Die Koalition muss sich nur konzentrieren, um die Hinrichtung zu stoppen.



Augenzeugenberichte in rätselhafter Schrift: Die Chronik des Benjamin Kewall

Revolution nur bei Schönwetter

Das Tagebuch war ein Zufallsfund. Ein jüdischer Lehrer erzählt darin, wie er das Revolutionsjahr 1848 erlebte VON NIKO WAHL

Die Reaktion hat das revolutionäre Wien erreicht. Nur kurz hatte er sich auf die Straße gewagt, dann hält der Hauslehrer Benjamin Kewall bestürzt das Bild fest, das sich ihm in der Leopoldstadt bot: »Fast alle Häuser sind mehr oder weniger beschädigt worden. Ja sie drangen sogar in das Innere derselben, plünderten, zerstörten und zertrümmerten nach Herzenslust. Leider sieht man auf den Straßen mehr gräßlich verstümmelte Leichen, die noch nicht weggeräumt werden konnten.«

Im Oktober 1848 machen die Truppen des Fürsten Windischgrätz der aufständischen Stadt den Garau, und in den Stallungen seines Dienstherrn, des kaiserlichen Pferdlieferanten Marcus Mayer Strass, sitzt Kewall über sein Tagebuch gebeugt. Er notiert seine Augenzeugenberichte in einem kleinformatigen Band mit Leinenrücken, schreibt mit hebräischen Buchstaben, von rechts nach links, aber in deutscher Sprache. Er ist zur Stelle, als die Soldaten über die Praterstraße zu den Stadtmauern vordringen. Er berichtet von wilden Gerüchten, von der anarchischen Stimmung der aufgeregten Bürger und Arbeiter, von Frauen, die Barrikaden verteidigen, von Ausschreitungen und Plünderungen. Kewall verbleibt auch in Wien, als die Erobrer das Ständrecht in der Stadt ausrufen.

Die Revolution währte 1848 in Wien nur einen kurzen Moment. Kewall war ein teilnehmender und begeisterter Beobachter, der auch in deutschen und österreichischen Zeitungen über die Ereignisse berichtete. In seinem Tagebuch erzählt er davon, wie sich die Aufbruchsstimmung immer mehr zuspitzte. »Die Physiognomie Wiens gestaltet sich nachgerade sehr spektakulärsüchtig«, notierte er am 9. September. Wenige Tage später: »Viele höre ich ausrufen: »Wir scheißen euch auf die Freiheit, gebt uns nur zu essen.« Eine Woche darauf: »Wien ist zwar dem Anschein nach ruhig, ich wittere jedoch Leichengeruch.«

Die Eintragungen setzen im August 1848 ein und enden im Mai 1850 abrupt. Nur durch einen Zufall gelangte das Tagebuch des Hauslehrers, vermutlich eines von mehreren, in kundige Hände: Vor sieben Jahren war ein Angestellter eines Altstoffsammelzentrums im kleinen oberösterreichischen Ort Bad Zell im Altpapier auf den unscheinbaren Band gestoßen. Die enge, ordentliche Handschrift konnte der Finder allerdings nicht entziffern. Über mehrere Stationen gelangte die Chronik schließlich in die Bibliothek des Benediktinerstiftes Melk, wo sie als »Codex Mellicensis 1516« in die Bestände aufgenommen wurde, aber jahrelang unbeachtet blieb. Erst als der Pater Bibliothekar damit begann, die Sätze vom hebräischen ins lateinische Alphabet zu transkribieren, erschloss sich der Inhalt. Für die Buchveröffentlichung, die nun vorliegt, forschte der Historiker Wolfgang Gasser den Autor des bis dahin anonymen Tagebuches aus. Schrift, Sprache und Stil ließen auf einen liberal gesinnten, deutschsprachigen Juden schließen, der aufgrund eigener Angaben und der Familienlisten der tolerierten Juden in Wien als Benjamin

Bernhard Kewall identifiziert wurde. Gasser fand auch heraus, dass die Notizen Kewalls nicht zum ersten Mal kurz vor der Vernichtung gestanden waren: Bereits in den fünfziger Jahren fand sich der Band im Recyclingmaterial einer Schwertberger Kartonagenfabrik. Auch damals war die Rettung nur einem Zufall geschuldet. Der Finder bewahrte das Tagebuch bis zu seinem Tod auf. Mit anderen alten Papieren wurde es dann von den Nachfahren entsorgt.

Kewall, der Sohn eines Lastenträgers aus dem böhmischen Kleinstadt Polná, der trotz der Armut seiner Eltern die deutsch-jüdische Trivialschule absolvieren konnte, war ein Aufsteiger in turbulenter Zeit. Vom Kind einfacher Leute aus der Provinz hatte er es zum Hauslehrer in Wien gebracht. Er war ein Mitglied der intellektuellen Zirkel in der Hauptstadt, in denen fortschrittliche Ideen rumorten, und ein international publizierender Journalist, der auch zwei hebräische Bücher herausbrachte. Immer wieder äußerte er seine Sehnsucht nach bürgerlicher Gleichberechtigung für die Juden, die auch zu den Zielen der Wiener Revolutionäre gehörte. Im September 1848 forderte er in seiner politischen Polemik *Immer und überall die Juden* offen die Emanzipation. Als Vertreter eines aufgeklärten Judentums musste sich Kewall allerdings auch innerhalb der eigenen Gemeinde gegenüber traditionellen Strömungen behaupten. Empört notierte er etwa, dass »der Vorbeter der hiesigen polnischen Judenschule [...] die Gemeinde denunziert, daß sie im Gotteshaus von Politik sprechen und sich verabreden, wie sie die Christen betrügen, und noch viele ähnliche Dummheiten.«

In manchen Aspekten nehmen die Augenzeugenberichte auch vorweg, was kurze Zeit später Johann Nepomuk Nestroy in seinen Revolutionsstüren schilderte. Am 5. Oktober heißt es in Kewalls Tagebuch: »Die Witterung ist wie gemacht für einen Aufruhr. »Wunderschönes Wetter«, sagen unsere Radicals, »müssen wir vorerst haben, um die etwas trägen Wiener zu einer politischen Demonstration zu bewegen.«

Tage darauf lacht die Sonne, die Revolution tritt in ihre dritte Phase, und der Mob knüpft den Kriegsminister an einer Laterne auf. Der Chronist ist zur Stelle: »Es waren alle Häuser so prachtvoll erleuchtet, daß man hätte glauben mögen, Wien feiere einen Triumph. Ich gelangte ungehindert auf den Platz, wo Graf Latour hing. Fast nackt, ohne Bekleidung, die man in Stücke zerrissen, war der arme Graf entsetzlich verstümmelt und die kannibalische Menge hehrte sich an diesem Anblick.«

Drei Wochen darauf hatte jedoch die Reaktion gesiegt. Für einen aufgeklärten Geist war nun kein Platz mehr im neoabsolutistischen Wien. Kewall kehrte in seine Heimatstadt zurück und starb 1880 verarmt. Die Sterbematrikeln der Kultusgemeinde verlei-hen ihm den Ehrentitel eines »Gelehrten«.

Wolfgang Gasser: »Erlebte Revolution 1848/49«. Das Tagebuch des Wiener jüdischen Journalisten Benjamin Kewall; Oldenbourg / Böhlau 2010; 540 S., 49,80 €